

sonst nur sehr mühselig zu bekommen wären, und daher auch Themen zu bearbeiten, die sonst wohl zu kurz kämen oder mindestens nicht selbständig von den Schülern bearbeitet werden könnten: Wie naturgetreu beschreibt Ovid die Pflanzen, in die seine Figuren verwandelt werden? Welche Werke gibt es, in denen seine Stoffe später verarbeitet wurden? Welche Hintergrundinformationen (Erdbeben in Italien u. a.) können mehr Klarheit schaffen? Deutlich wird aber auch, welche leicht verderbliche Gut URLs (auf deutsch: Internetadressen) sind: diejenige, unter der Informationen darüber abzurufen waren, wie antike Mythen in den StarTrek-Filmen verarbeitet wurden, existiert nicht mehr. – Peter Grau stellt einige lesenswerte Überlegungen dazu an, wie Bilder in lateinischen Textausgaben verwendet werden sollten (und wie nicht), und Rainer Nickel plädiert erneut, nicht zuletzt unter dem Eindruck der desolat geringen Textmengen, die im Lateinunterricht noch bewältigt werden können, dafür, lateinische Texte vergleichend mit deutschen Übersetzungen zu lesen. Das „mikroskopische Lesen“ scheint ihm hier kein Ausweg. Allerdings beantwortet auch er die Frage, warum man dann sich überhaupt noch mit dem lateinischen Text beschäftigen soll und ob die Schüler einen Anreiz verspüren das zu tun, nur teilweise. Wenn Nickel die Schilderung der Quelle Bandusia bei Horaz und eine ähnliche bei Plinius vergleicht und findet, dass Plinius seine einfach glasklar nennt (*vitreus*), Horaz aber Bandusia „klarer als Glas“, nennt er dies „Hyperbel als Merkmal des lyrischen Texts“. Aber das ist auch in deutscher Übersetzung erkennbar. Nebenher: stimmt es überhaupt? Kann man nicht einfach statt „lyrischen“ auch „rhetorischen“ einsetzen? Jedenfalls wird es wesentlich darauf ankommen, bei zweisprachigem Lesen die Kategorien zu bestimmen, unter denen wesentliche Unterschiede zwischen lateinischem und deutschem Text bestimmt werden können.

Wie gesagt: ein wesentlicher Band für die Unterrichtspraxis. Übrigens hätte er in diesem Umfang nie in der Reihe „Auxilia“ herausgebracht werden können, wenn der Verlag sich nicht zu kleineren Typen und geringerem Zeilendurchschuss entschlossen hätte, einer alten An-

regung (LGB 28, 1984, 18), die Fortsetzung verdiente.

*Wiesehöfer, Josef: Das frühe Persien. Geschichte eines antiken Weltreiches. München: Beck 1998. 128 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2107; ISBN 3-406-43307-3).*

Die Perser des Altertums galten, exemplifiziert z. B. in der Geschichte von Xerxes und Demaratos, als barbarisches Volk unter einem despotischen Herrscher, dazu mit einem reichen, dabei luxussüchtigen und verweichlichten Hof. Dieses Bild zu differenzieren, ist eine wesentliche Absicht des Kieler Althistorikers Josef Wiesehöfer, der bereits an anderer Stelle durch eine (umfangreichere) Darstellung des „antiken Persien“ hervorgetreten ist (Zürich/München 1994). Bestimmte Autoren des 4. Jht.s wie Platon, Aristoteles, Isokrates und Ktesias würden in ihrer historischen Zuverlässigkeit zuweilen über-, andere, wie Plutarch mit seiner Lebensbeschreibung Artaxerxes' II., eher unterschätzt.

Der erste Feldzug von Dareios und der zweite von Xerxes seien im Ergebnis viel erfolgreicher gewesen, als es uns die griechischen Zeugnisse glauben machen wollen – wie allerdings, fragt sich der Leser, wenn an ihrem Schluss unbezweifelbar jeweils eine entscheidende Niederlage stand? Auch Wiesehöfer schreibt ja (S.33): „Vollständig gescheitert ist Xerxes ... mit seinem Versuch, die Griechen des Mutterlandes zur Anerkennung der persischen Souveränität zu zwingen ...“ Allerdings habe Xerxes' Verhalten auf dem griechischen Kriegsschauplatz keineswegs von Feigheit, Grausamkeit und strategischem Unvermögen gezeugt, und es könne auch keine Rede davon sein, dass mit Xerxes der Niedergang der Persermacht und ein moralisch-ethischer Sittenverfall eingesetzt habe. Seine Regierungsjahre könne man im Gegenteil geradezu als Zeit kultureller Blüte ansehen.

Allerdings hätten die Siege griechische Identität(en) gestiftet und das noch uns geläufige Barbarenbild begründet, wenn auch ursprünglich Athener und die anderen Griechen weder für Europa gegen Asien noch für Demokratie und Menschlichkeit gegen Barbarei und Despotismus, sondern schlicht für ihre außenpolitische Unab-

hängigkeit gekämpft hätten. Erst danach, besonders deutlich bei Isokrates, verfestigte sich das Bild vom inferioren Barbarentum, das nichts anderes verdiene, als griechische Untertanen zu werden. Dabei war so manches, was zu diesem Bild gehörte und gehört, schief: Der Achaimenidenkönig wurde nicht als Gott verehrt, und ihm wurde auch keine göttliche Abkunft zugestanden. Auramazda habe ihm aber das Reich anvertraut; man kann von Gottesgnadentum des persischen Königums sprechen. Und die Proskynese der sozial Niedrigstehenden war eine Ehrenbezeugung ohne Fußfall.

Auch das Bild von Dareios III. sei bis heute dadurch bestimmt, dass viele ihn lediglich als feigen und unfähigen Gegenspieler Alexanders des Großen sehen. Dabei habe er sehr wohl eine überlegte und nachvollziehbare Abwehrstrategie verfolgt – sollte er sich in Issos und Gaugamela den Händen des Feindes überantworten? Alexander habe in erster Linie dank seiner herausragenden strategischen Fähigkeiten gesiegt, und auch er habe bis dahin elf Jahre angestrengtesten Kampfes zu überstehen gehabt. Bis zu diesem Zeitpunkt habe es im Perserreich lediglich regionale Instabilitäten und temporäre Schwächeperioden königlicher Macht gegeben, so dass der Sieg Alexanders nicht Ergebnis eines andauernden Niederganges gewesen sei, sondern eine Katastrophe. Im Grunde sei das Achaimenidenreich trotz oder vielleicht gerade wegen seiner Heterogenität ein starkes Reich gewesen.

Diese Hinweise, Auszüge, die vor allem den Altsprachler interessieren, mögen hier zeigen, dass aus diesem Buch Gewinn gezogen werden kann. Dennoch legt man das Buch nicht recht zufrieden zur Seite. Unnötig erscheint die ausführliche Darstellung der Quellen. Sie erscheint nur dann sinnvoll, wenn entweder ein Überblick über die Forschungsgrundlagen gegeben werden soll – für derlei ziehen aber Umfang und auch Zielsetzung der Reihe „Beck Wissen“ zu enge Grenzen – oder wenn sie die Grundlagen der Darstellung verständlicher macht – im Text wird aber kaum Bezug auf diesen Überblick genommen. So hätten die mehr als 21 Seiten, also ein Sechstel des gesamten Buches, besser darauf verwendet werden können, z. B. die eine oder andere Dar-

stellung der Ereignisgeschichte, die nunmehr so komprimiert erscheint, dass sie nur schwer verständlich ist, etwas ausführlicher zu fassen. Nur am Rande sei vermerkt, dass die Abkürzungen, die bei Zitaten aus Inschriften verwendet werden, nicht alle im Buch erklärt sind.

*Clauss, Manfred: Das alte Israel. Geschichte, Gesellschaft, Kultur. München: Beck 1999. 126 S., 14,80 DM (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2073; ISBN 3-406-44573-X).*

Wer im Monotheismus das konstitutive Moment der jüdischen Religion sieht, der sie von Anfang an von den anderen Religionen unterschieden habe, wer das jüdische Volk als eine Einheit sieht und die Bezeichnungen Israel und Juda für Synonyma hält, wer meint, dieses jüdische Volk sei aus Ägyptenland gezogen, um das Land Kanaan gemeinsam als sein Land in Besitz zu nehmen, ist reif für dies Buch. Erst nach dem Ende des babylonischen Exils, erst nachdem nach dem Ende Nebukadnezars/Nabonids von Babylon und dem Beginn der Herrschaft von Kyros dem Großen Juden aus dem babylonischen Exil zurückkehrten, begann sich endgültig die Verehrung von Jahwe als dem alleinigen Gott durchzusetzen. Vielleicht war der Monotheismus im Alten Testament sogar erst ein Produkt des hellenistischen Judentums. Die Zeit der Könige zuvor dagegen war geprägt von häufig blutigen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern von Baal und Jahwe, begleitet von manchen Versuchen des Ausgleichs, was eine polytheistische Praxis bedeutete. Erst im babylonischen Exil erfuhren die Juden ihr Anderssein auch derart, dass sie entsprechende Denkmuster nach der Rückkehr aus dem Exil in das ihnen „zugelobte Land“ nicht ablegten, und malten zugleich jene Erzählungen immer weiter aus, die sie schon immer als Fremde, sei es in Ägypten, sei es in Kanaan, charakterisiert hatten. Erst David war es gelungen, vom einfachen Schutzgelderpresser – das Verfahren zeigt wohl 1. Sam. 25 – aufzusteigen, das südliche Palästina zum Reich Juda zu vereinen, dessen König er wurde, und schließlich auch die nördlichen Stämme dazu zu veranlassen, ihm gemeinsam die Herrschaft anzutragen, der Anfang wiederum des Staates Israel. David verfügte also